



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maron, H.: Nachtrag zur "Charakteristik Japans."

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nachtrag zur „Charakteristik Japans.“

Nagasaki 7. Mai. Als in den ersten Tagen des Februar nach einer anstrengenden und zum Theil gefahrvollen Fahrt durch die Van Diemenstraße mit der letzten Insel der letzte Streifen japanischen Landes langsam vor meinen Augen verschwand, rief ich ihm, so schön ich es auch gefunden, und so Vieles ich auch darin bewundert hatte, doch in Erinnerung der letzten Wochen ein herzliches Lebewohl auf Nimmerwiedersehen zu. Gewisseres glaube ich nie gesagt zu haben als diesen Abschiedsgruß. Ein mir jetzt erwünschter Zufall hat es anders gemacht, und mir gestattet, von China aus noch einmal hierher zurückzukehren und das Land, das ich bisher nur in seinem nördlichen Theile, und zwar im Herbst- und Winterkleide gesehen hatte, nun auch an seinem südlichsten Punkte und im vollsten Frühlingschmucke zu bewundern.

Um ein fremdes Land mit seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten vollständig und richtig zu erfassen, ist nichts vortheilhafter, als es nach kurzem Zwischenraume zum zweiten Male zu besuchen. So lange man mitten darin steht, hat das aufmerksam forschende Auge fortwährend mit einem Nebel zu kämpfen, der schwer zu beseitigen ist; erst wenn man draußen ist, zerrinnt dieser Nebel ganz; es scheint, als ob man das oft gemißbrauchte Wort „objectiv“ nicht materiell, nicht sinnlich genug nehmen könne. Man sieht deutlicher was man gesehen hat, aber man erkennt auch was fehlt.

Ich kam nun zurück in ein mir bekanntes Land, nach dem ich mitten in China eine tiefe Sehnsucht empfunden hatte. Schmutz, Gestank, Betrug, unwürdiger und widerlicher Sklavensinn, gepaart mit unmotivirtem Hochmuth sind die Grundelemente der chinesischn Welt. Ueber der japanischen ruht charakteristisch: höchste Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maß, unverkennbare Würde und Selbstachtung. Und doch hat man beiden Völkern denselben Ursprung zuschreiben und sie als Varietäten ein und derselben Race betrachten wollen, eine Ansicht, die ich entschieden verwarf. Wäre irgend eine Gemeinsamkeit des Ursprungs anzunehmen, so muß die Abzweigung in den ersten Tagen der Weltgeschichte geschehen sein; denn es ist nichts, was darauf hinweist, als die Stellung der Augen, aber auch nur die Stellung; denn schon der Ausdruck ist ein sehr verschiedener. Daß aber später Chinesenthum sich nach Japan hineingedrängt und bis heute unverilgbare Spuren zurückgelassen hat, ist geschichtlich constatirt und würde auch sonst keinem Zweifel unterliegen, denn es hat dem Japaner seine Schriftzeichen, seine Religion, den Baustyl seiner Tempel, seinen Thee und seinen Reis hinterlassen. Etwaige Aehnlichkeiten zwischen beiden Nationen motiviren sich aber auch durch das Medium einer dritten Welt, die im Sturm gleichmäßig über beide dahingefahren ist. Das tartarische Geschlecht muß einst von tiefgreifendem, gewaltigem und zeugungsfähigem Charakter gewesen sein; die Welt erzitterte einst vor dem Schwerte eines Dschingis Chan, und Tartaren sitzen noch heute auf dem Throne des Reichs der Mitte. Und wie wir geschichtlich nachweisen können, daß sie im Westen durch Polen gegangen sind, so wissen wir, daß sie sich im Osten bis Japan erstreckt haben; überall haben sie bald stärker bald schwächer ihren Stempel aufgeprägt und man liest noch heute von Polen bis Japan ihre Schriftzüge in der Sprache, der Sitte, der ganzen Lebensanschauung. Gewiß finden sich

Ähnlichkeiten zwischen dem Japaner und dem Chinesen, aber ich glaube fast noch mehr zwischen dem Japaner und dem Polen; viele davon sind zu subtiler Natur, sie erscheinen dem Auge zu streiflichtartig, um sie allein mit der Feder fixiren zu können: es müßte die bildliche und drastische Darstellung hinzutreten; mir aber persönlich, dem die polnische Welt geläufig ist, sind diese bisweilen aufblitzenden Ähnlichkeiten hoch überraschend gewesen. Die Tartaren waren die Normannen des Ostens und die Repräsentanten der asiatischen Ritterlichkeit; eine gewisse elegante Ritterlichkeit sitzt tief im gemeinsten Polen wie im gemeinsten Japaner, nur mit dem Unterschiede, daß die polnische Ritterlichkeit fast zur Farge ausgeartet, oft hohl, selbstbewußt, präntiös und zuweilen sentimental ist, während die japanische ganz unbewußt, kindlich natürlich, vernünftiger ist. Dem Chinesen ist nur die durch alleräußerste Vernünftigkeit sich aufhebende Ritterlichkeit des Wolfes geblieben, der das Lamm verschont, wenn er ein Schaaf haben kann. Der Pole wie der Japaner sind beide bedürfnislos und genügsam; abgehärtet gegen Bitterungseinflüsse, überall auf der ersten besten Matte sich zum Schlaf hinstreckend ohne Kopfkissen, ohne Decke, arbeitsam — bis der Lebensunterhalt für den Tag gedeckt ist, nicht einen Strich weiter, dann aber das Erworbene lustig verjubelnd, unbekümmert um das, was der Morgen bringen wird, der Pole mehr in geistigen Getränken, der Japaner mehr in Liebe. Diese Leichtlebigkeit, die barfuß oder in leichten Stroh-Sandalen über Schwierigkeiten und Kummer hinwegschlüpft, und die in beiden Nationen mitunter etwas hinreißend Naives und Liebenswürdiges hat, bildet die Rehrseite der germanischen Natur, die schwerfällig in nagelbeschlagenen Schuhen einhertritt, sich schweißtriefend, gedankenvoll bis zur scheidenden Sonne plackt und sich härt, weil sie nicht weiß, wie es im nächsten Monate oder im nächsten Jahre werden wird. Die chinesische Natur steht hierin der germanischen nahe; auch der Chineser plagt sich hart und arbeitet sauer über das Bedürfnis des Augenblicks hinaus; aber er ist zugleich ein geborner Verschwender, er ist ein Fresser und ein Spieler.

Auch der Japaner spielt gerne, aber selten um Geld, und dann um Kleinigkeiten, seine Spiele sind Kämpfe der körperlichen oder geistigen Geschicklichkeit; man sieht sie überall, wenn sie Zeit haben, auf ihren Matten bei einem complicirten Spiele sitzen, das aus Schach und Damenbrett zusammengesetzt ist und das sie, wie wir unser Schach, der Ehre wegen spielen. Ich wähle irgend ein anderes beliebiges Beispiel, welches den Unterschied nach einer andern Seite hin klar stellen wird. Man weiß, daß das Vergnügen, welches unsere Jugend bisweilen exercirt, Drachen steigen zu lassen, wol eigentlich aus China stammt. In China und Japan ist es ein allgemeines Volksvergnügen, dem Alt und Jung huldigt. Nun ist die Fabrikation des chinesischen Drachen eine Sache der Eitelkeit, Sache der Kunst geworden die Phantasie erfindet täglich neue abenteuerliche Gestalten, in welche sie ihn kleidet; Thiere, Häuser, Bäume, ganze Gruppen schweben durch die Luft, selbst Stimme haben sie ihm eingespöht, denn es gibt auch singende Drachen. Das ganze Vergnügen des Chinesen besteht nur darin, irgend ein solches pomphaft prablerisch außstaffirtes Ungeheuer nach den einfachen aeronautischen Gesetzen steigen zu lassen. Der japanische Drache hat nichts von alledem; er ist ein einfaches viereckiges Stück Papier, höchstens mit einfachen Farben bemalt; nicht in dem an sich kindischen und eintrönigen Vergnügen ihn steigen zu lassen, besteht für den Japaner der Reiz des Spiels, — er verbindet einen Kampf der Geschicklichkeit damit. Es handelt sich darum, andere Luftschiffer aufzusuchen und sie hoch in der Luft, dicht unter dem Drachen selbst, abzuschneiden.*) Diesem Vergnügen sind großartige Volksschiffe gewidmet.

*) Das obere Ende des aus Papier gedrehten Fadens ist zu diesem Zwecke mit einer

Es ist angenehm, weil es die Darstellung erleichtert, die Vergleichung mit andern Nationen zu Hülfe zu nehmen; Parallelen und Divergenzen treten darin bestimmter hervor; ich behalte sie daher noch für einen Schritt bei. Polen war stets ein Kriegervolk und bebaut seine Felder nur, weil es Brod für seine Soldaten und Futter für seine Pferde gebraucht; China ist durch und durch ein Handelsvolk; jeder Chinese ist ein geborner Handelsmann; sein Ackerbau genießt einen hohen, zum Theil unverdienten Ruf; was davon begründet ist, resultirt nicht aus innerer Neigung des Chinesen dazu; die dringendste Nothwendigkeit des Lebensbedarfs hat die Cultur des Ackers geschaffen. Die Japaner aber sind von Hause aus ein Ackerbau treibendes Volk, aus innerer Natur, aus Klima und Boden des Landes. Durch Jahrhunderte vom Verkehr mit der übrigen Welt ausgeschlossen, hat sich nur ein Binnenhandel mit den allernothwendigsten Bedürfnissen des Lebens gebildet. Das übergewaltig über seine Grenzen ausströmende und zurückfluthende Polenthum hat nichts Originelles, nichts für die Welt Nützliches oder Interessantes geschaffen, als höchstens etwas polnischen Weizen für England und polnische Gräfinnen für die Bäder. Wie reich an originellen und in sich vollendeten Schöpfungen ist Japan! Sie geben unseren Künstlern, Gelehrten und Technikern zu denken und zu bewundern. Sie entbehren vielleicht einer gewissen Genialität, einer Freiheit, die bei uns mit fieberischer Hast immer neue Formen erfindet; sie sind vielleicht in den eingeschlagenen Richtungen, in den gewählten Formen ein wenig zu fest krystallisirt, — das hängt mit der ganzen Entwicklungsgeschichte des Landes zusammen; aber die Sauberkeit des Gedankens wie der Ausführung spricht uns überall angenehm an und gibt zugleich Garantien für die Solidität.

Diese Sauberkeit und Reinlichkeit nicht nur der Schöpfungen, sondern des gesammten Daseins, der ganzen Lebensanschauung ist von unendlichem Zauber; sie durchdringt alle Formen und Beziehungen des Lebens, sie liegt ausgeprägt in der Atmosphäre, in der Landschaft, im Menschen und in allen seinen Producten. In Europa genießen die Holländer den Ruf der größten Reinlichkeit; aber diese holländische Reinlichkeit ist extravagant, penible, gesucht und gemacht; die japanische macht sich von selbst, sie erscheint überall als natürlicher, schmuß- und anspruchloser Ausdruck einer Alles durchdringenden, einheitlichen Lebensanschauung. Ich gestehe, daß ich ihren Werth bei meinem ersten Aufenthalte unterschätzt hatte, und daß ich halb und halb geneigt war, Reinlichkeit nicht als ursprünglich im Menschen wurzelnde Charaktereigenschaft, sondern als ein Product der Erziehung und Bildung zu betrachten. Es mag wol sein, daß nun der chinesische Gegensatz, aus dem ich kam, dazu beigetragen hat, mich der Wahrheit entgegenzuführen, denn ich muß jetzt Reinlichkeit entschieden als Charaktereigenschaft, als consolidirte Raceneigenthümlichkeit des Japaners anerkennen. Ich glaube dies thun zu müssen, trotzdem ich sie hier in Nagasaki etwas weniger scharf ausgeprägt und nicht so vollkommen bis in die untersten Gesellschaftsschichten hinein durchgeführt finde, als sie mir im Norden erschienen ist. Theilweise mag sich die Erklärung dafür in dem südlicheren Breitengrade Nagasaki's finden, denn es will mir scheinen, als ob die Bewohner kälterer Zonen im Ganzen genommen etwas mehr natürliche Sympathieen für die Reinlichkeit haben, als die Südländer. Allein ich nehme doch Anstand, diesen so wie manchen andern Unterschied, den ich zwischen dem Süden und Norden Japans finde, bei der an

glasartigen, scharfen Materie umbüllt; es erfordert nun ungemein geschickte Evolutionen, den Drachen des Gegners in der Höhe und im Fluge so zu unterfangen, daß er nicht mehr entweichen und seine Schnur durchschnitten werden kann.

sich geringen Differenz der Breitengrade allein auf Rechnung dieses Verhältnisses zu setzen. Ich glaube vielmehr, daß hier ein Verhältniß in Betracht kommt, welches sich auch in der europäischen Culturwelt überall als ein machtvolles erwiesen hat — der Einfluß der Hauptstadt. So hat sich z. B. in allen Hauptstädten Europa's die Sprache des Landes in der gebildeten Gesellschaft am reinsten und schönsten ausgebildet, sie ist musikalischer, durchgeistigter als die Sprache der Provincialen; aber seltsamer Weise hat sich auch in allen Hauptstädten daneben ein Jargon ausgebildet, der vom ganzen übrigen Lande verspottet und verlacht wird. Muß es nicht unser Erstaunen erregen, und müssen wir diesen Vorgang nicht als ein innerlich nothwendiges Resultat aller staatlichen Organisation und Concentration betrachten, wenn wir ihn nicht nur in Paris, London, Berlin, Peking, sondern auch in dem isolirt gewesenen Japan begegnen! Es war herzlich wenig, was ich bei meinem früheren Aufenthalte in Jeddo und Tokuhama von der Sprache gelernt hatte; aber so oft ich in Nagasaki diese wenigen Brocken anbrachte, wiesen die Leute mit der Hand auf mich und riefen mit herzlichem Lachen, oft ganz außer sich vor Vergnügen: „Ah—hah! Jeddo, Jeddo, Tokuhama!“ Ich hatte natürlich nur den Dialekt des Volks gelernt.

Dieser Einfluß der Hauptstadt ist aber über das Gebiet der Sprache weit hinausgegangen; er macht sich geltend im ganzen Cultur- und Bildungsstande. Daß Ackerbau und alle Gewerbe besser organisiert, mannigfaltiger gegliedert, höher cultivirt sind, kann als eine volkwirthschaftliche Nothwendigkeit betrachtet werden, die jede größere Stadt in ihrem Umkreise bedingt; aber es ist gleichzeitig der ganze Mensch, der auf einer höheren Stufe der Bildung steht. Während es dort zu den größten Seltenheiten gehört, daß jemand selbst aus der Klasse der gemeinsten Lasträger nicht zu lesen oder zu schreiben vermöchte, ist diese Kunst in Nagasaki nur ausnahmsweise zu treffen. Um Jeddo sieht man die Kaufleute auf ihren Matten oder in ihren Buden jeden freien Augenblick benutzen, um zu lesen, und auf dem Felde traf ich oft die Arbeiter in den Stunden der Erholung lesend; so ist dort auch das ganze weibliche Geschlecht der Feder gewachsen, und befreundete Dienstmädchen correspondiren fast täglich mit einander. In Jeddo gibt es nicht allein große und zahlreiche Buchläden, sondern auch in vielen Läden anderer Art findet sich als kleiner Nebenweig der Buchhandel; selbst Trödler, die ihre alten Waaren auf der Straße zum Verkaufe auslegen, führen stets eine Partie Bücher darunter, jedenfalls ein Zeichen, daß die Nachfrage danach eine sehr bedeutende ist. — In Nagasaki ist es mir nicht gelungen, auch nur eine einzige Buchhandlung zu entdecken.

Mit der unentwickelteren Bildung — und das ist gewiß ein interessantes Factum — steht ein niedrigerer moralischer Zustand in Verbindung; die Moral ist hier allgemein locker; Diebstähle kommen häufiger vor und ich werde von meinem Wirth stets ermahnt, mein Zimmer wohl verschlossen zu halten, woran ich in Tokuhama niemals gedacht hatte. Betreffs dessen, was ich in meiner „Charakteristik“ über die draconische Gesetzgebung gesagt habe, bin ich nun in diesem Nachtrage zur Ehre der Wahrheit schuldig, es doch als einen Irrthum bezeichnen zu müssen, wenn ich ihre strenge und allgemeine Durchführung eine staunenswerthe „Thatsache“ nannte. Möglich, daß ich für die Hauptstadt und ihren Umkreis Recht hatte; hier in Nagasaki erfuhr ich, daß es z. B. mit der Todesstrafe für die Diebstähle nicht so genau genommen werde. Das Verfahren ist folgendes. Der Angeklagte wird in's Gefängniß geworfen, und der Proceß gegen ihn verhandelt. Ist seine Schuld erwiesen und alle Nebenumstände festgestellt, so suspendirt der Gouverneur der Provinz den Gerichtshof

für diesen Fall, d. h. das Urtheil, welches unzweifelhaft auf Tod lauten würde, wird gar nicht gesprochen. Unterdessen bleibt der Schuldige im Gefängniß; auf wie lange, weiß weder er, noch sonst Jemand. Der Gouverneur, der Einsicht in der Verhandlung genommen hat, läßt ihn nach mehrjähriger Haft frei, sobald er ihn genügend bestraft glaubt. Das schönste Prerogativ der Krone, die Gnade, hat also vielfach auf die Gouverneure delegirt werden müssen, um mit einem Gesetze regieren zu können, das man als solches nicht ändern will, das sich aber in stricter Durchführung wahrscheinlich als unhaltbar erwiesen hat. Auch hat es vielleicht den tiefer liegenden Sinn, in der Justiz die Meinung nicht aufkommen zu lassen, als ob sie eine selbständige Macht im Staate sei, denn in jeder guten Despotie ist die Justiz nur eine Dienerin der Administration. H. Maron.

Urtheil in Sachen der Grenzboten.

In der Untersuchung wider den Dr. phil. Julius Hermann Moriz Busch erkennt das königliche Gerichtsamt im Bezirksgerichte Leipzig auf Grund der vor Ihm sub. Rep. II. No. 3849 ergangenen Acten für Recht:

Weil

I.

der das Vergehen „Staatsgefährlicher Schmähungen“ vorsehende Art. 128 des Strafgesetzbuchs: öffentliche Mittheilungen, durch welche außer der Regierung und öffentlichen Behörden auch staatsrechtlich bestehende Körperschaften oder einzelne Berufshandlungen dieser öffentlichen Organe einer tadelnden Kritik unterworfen werden, nur dann für strafbar erachtet,

a, wenn sie mit Erdichtung oder geflüchteter Entstellung von Thatsachen verbunden sind;

b, wenn dabei den genannten Organen Beweggründe oder Absichten unterlegt oder Eigenschaften oder Benennungen beigelegt werden, welche im Publicum Haß oder Verachtung gegen dieselben zu erregen geeignet sind,

nun zwar der in No. 51. Jahrg. 1860 „der Grenzboten“ Zeitschrift für Politik und Literatur im Verlage von Friedrich Ludwig Herbig zu Leipzig unter der Aufschrift „Die letzten 2 Jahre der auswärtigen Politik Preußens“ Seite 441 flg. enthaltene Artikel No. 2, welchen verfaßt und durch den Druck verbreitet, sonach öffentlich mitgetheilt zu haben, der verantwortliche Redacteur gedachter Zeitschrift, ernannter

Dr. phil. Julius Hermann Moriz Busch

Blt. 4 b. 7 h. Act. unumwunden eingeräumt hat, in den, Seite 142 a. C. 143 zu lesenden Worten:

„Der Bundesbeschluß von 1852 war ein vollkommen revolutionärer Act“ über eine einzelne Berufshandlung der deutschen Bundesversammlung einen unzweifelhaft harten Tadel ausspricht, während — daß die gedachte Versammlung den in der vorhin angegangenen Gesetzparagraphe beregten „Körperschaften“ beizuzählen sei, in Rücksicht auf die bundesstaatliche Stellung Sachsens und den daraus sich ergebenden Zusammenhang des deutschen Bundesrechts mit dem partikularen Staatsrechte dieses Königreichs nicht wol zu bezweifeln ist,

gleichwol, wie die incriminirte Stelle schon vermöge ihres lediglich reflectirenden Charakters auf die oben unter a. angeführte Voraussetzung des Erfindens und absichtlicher Entstellung von Thatsachen zuzukommen überhaupt nicht gestattet, es mindestens bedenklich fallen muß, aus dem Inhalte derselben das Vorhandensein